

Das Schwert Christi

Zwei Versuche Walker Percys

Walker Percy, der durch drei Romane Leser und Kritiker in den Vereinigten Staaten mit einer vom europäischen Existentialismus beeinflussten Weltsicht überraschte, hat seine Suche nach dem Sinn des Lebens in der „Nachmoderne“ in zwei weiteren Büchern fortgesetzt¹. Percy ist einer der wenigen zeitgenössischen amerikanischen Dichter, die sich eingehend mit deutscher Sprache, Literatur und vor allem Philosophie befaßt haben. Der Einfluß dieses Studiums ist schon in „The Moviegoer“ (1961) deutlich und bestätigte sich im persönlichen Gespräch mit dem Autor, als sich herausstellte, daß Percy während seines Medizinstudiums Deutsch als Nebenfach studierte und 1934 als junger Student eine Reise nach Deutschland machte. Dort erlebte er in Bonn die eigenartige Begeisterung, die der noch im Schafpelz verborgene Nationalsozialismus bei vielen Jugendlichen und selbst in katholischen Familien erweckte. Als Zeuge einer Schlägerei, in der ein Jude verprügelt wurde, bekam er aber auch einen frühen Eindruck von der Unmenschlichkeit der Bewegung.

Auf einer Ebene ist Percys neuer Roman „Lancelot“ ein Versuch, die Möglichkeit einer „neuen Ordnung“ (156), einer „dritten Revolution“ (157) im Rahmen des amerikanischen Denkens und Lebensstils aufzuspüren. Lancelot, der Held, ist „ein amerikanischer Nazi“ (Gespräch), jedoch *nicht* im Sinn der radikalen Splittergruppen, die es ja wirklich gibt, und des Ku Klux Klan (156), sondern er symbolisiert eine Bewegung, die die jugendliche Begeisterung eines neuen Aufbruchs mit der Menschlichkeit der amerikanischen Verfassung verbindet: Die Bürger aller Rassen, Religionen und Volksgruppen sind eingeladen, an der Neuordnung mitzuarbeiten. Warum ist aber ein „Umbruch“ in den Vereinigten Staaten notwendig? Der Inhalt des Romans gibt die Antwort.

Lancelot gehört zur Oberschicht des Südens. Doch ist er so verarmt, daß sein historisches Herrenhaus Touristen offensteht, die Eintritt

bezahlen. Bei dieser Gelegenheit lernt er Margot, seine zweite Frau, kennen. Sie ist jung, lebenslustig und reich. Die Ehe scheint sehr glücklich zu sein, bis Lancelot entdeckt, daß seine kleine Tochter Siobhan biologisch nicht sein Kind sein kann und daß Margot ihn auch jetzt wieder zu betrügen scheint. Als er in einem fast metaphysischen Verlangen, das Wesen des Bösen zu ergründen, seiner Frau nachspürt, macht er zwei unerträgliche Entdeckungen: Er beobachtet Margot in flagranti nicht mit Merlin, dem Vater Siobhans, der auch anwesend ist, sondern mit Jacoby, einem anderen Filmproduzenten. Lucy, seine Tochter aus erster Ehe, wird in einem anderen Schlafzimmer von der Schauspielerin Raine und ihrem homosexuellen Kollegen Dana in einen komplizierten perversen Geschlechtsakt zu dritt einbezogen.

Nach der Offenbarung dieses Abgrunds des Bösen hat Lancelot nur noch den Wunsch, sich und die Schuldigen zu vernichten. Nach kurzem Kampf schneidet er Jacoby den Hals ab. Margot, Raine und Dana kommen in dem Plantagenhaus um, das er in Brand steckt. Er selbst wird von einer Explosion aus dem brennenden Gebäude geschleudert und so gerettet. Alle diese Ereignisse erfahren wir im Lauf einer „Beichte“, die Lancelot seinem besten Freund „Percival“ im psychiatrischen Gefängnis ablegt. Percival ist Priester und Psychiater von Beruf.

Schon in Percys früheren Romanen fällt die Bedeutung auf, die dem Geschlechtlichen gegeben wird. Wie in diesen Büchern wird es trotz aller Satire und Ironie auch hier wieder an seinem rechten Ort, der Ehe, bejaht. Jedoch ist sich Lancelot in stärkerem Maß als seine Vorgänger bewußt, daß es eine „Passion“ ist. Der Mensch leidet an seiner Geschlechtlichkeit. Bitter wirft er sogar Gott vor, Adam in die Erbsünde gestoßen zu haben, um dann als „Omegapunkt der Entwicklungsgeschichte“ ein Tier, eben den Menschen, geschaffen zu haben, dessen Weibchen dauernd brünstig ist (222 f.).

Trotz dieser Kritik an Gottes Schöpfung fühlt sich Lancelot aber immer noch für diese Welt verantwortlich. In den früheren Romanen finden sich eingehende Diskussionen der psychiatrischen Therapie und seelischen Selbstheilung. Lancelot verlangt nach radikaleren Lösungen. Es mag sich darin ein tiefes Mißtrauen gegen das grundsatzschwache System der modernen Psychiatrie ausdrücken, das einerseits Perversionen als Krankheiten definiert und entsprechend behandelt, andererseits aber dieselben „Störungen“ öffentlich als „normale Lebensäußerungen“ legitimiert.

Nun könnte man einwenden, daß Lancelot selbst einer seelischen Krankheit verfallen ist, nämlich der in „Love in the Ruins“ so ausführlich beschriebenen „Engelkrankheit“, d. h. der Sucht, von der Konkretheit des Lebens zu abstrahieren und um einer idealistischen These willen die Menschen ungerecht und grausam zu behandeln. Man kann sogar hinzufügen, daß Percy sich dessen selbst bewußt ist und darum seinen Helden in eine Anstalt sperrt und sich so von seinen Aussagen absetzt. Damit wäre aber der Gehalt des ganzen Romans unterhöhlt, eine Absicht, die nach meinem persönlichen Eindruck dem Autor fern liegt. Die letzte Aussage des Buchs ist eine bildliche Konkretisierung des christlichen Existentialismus, besonders Kierkegaards. Diesmal beschreibt Percy aber nicht die psychologische und spekulative Suche des verzweifelten Philosophen und Theologen wie in den früheren Romanen, sondern er entwirft das Bild des tapferen „Ritters“, der am Scheideweg steht und seine Wahl für die Ewigkeit treffen muß.

Lancelot sieht drei Wege vor sich: „Der eine ist *ihr* Weg da drüben, das große Hurenhaus und die schwule Bruderschaft Amerikas. – Ich lehne ihn ab.“ Der zweite ist die süßliche, geschäftlich-günstige Verharmlosung Christi. Auch er ist ungangbar. Der dritte endlich ist der „alte katholische Weg“ mit unserer „lieben Frau“ als Vorbild für jede Frau und „unserem Herrn“ als Vorbild für jeden Mann. Lancelot würde für diese hohe Frau gestritten haben, „denn Christus hatte ein Schwert“ (176 f.). Mit großem Schmerz sieht er aber, daß die Vertreter der Kirche selbst nicht mehr an ihre

Heilsbotschaft zu glauben scheinen, sondern sie mit weltlichen Zutaten schmackhaft zu machen versuchen. Lancelot verlangt im Religiösen eine klare Entscheidung. Man kann nur einem Herrn dienen, entweder Gott oder Satan. Da der Held aber nur die lauwarne Haltung des „Gott-segne-alles-da-es-gut-ist-nur-tu’s-nicht-aber-wenn-du’s-tust-ist’s-auch-nicht-so-Schlimm“ (177) sieht, begibt er sich auf einen vierten Weg. Dieser wird vom Ehrenkodex des „alten Südens“ bestimmt. Seine Entscheidungsformel erinnert an die heroische Maxime, nach der die Elite in Ernst Jüngers „Auf den Marmorklippen“ lebt: „Was ist die bessere Welt, dieses ... Unzucht treibende Glücksland USA, oder eine römische Legion unter Marcus Aurelius Antonius? Was ist schlechter, mit T. J. Jackson bei Chancellorsville [1863] zu sterben oder mit Johnny Carson [einem typischen Hollywoodstar] in Burbank zu leben“ (158)?

Doch wird diese radikale Lösung aufgeschoben. In den drei letzten Kapiteln zeigt sich der „Beichtvater“ wieder als Priester (163), der an seine Sendung glaubt und danach zu leben versucht (254, 256). Lancelot entschließt sich darum, das Schwert in die Scheide zu stecken und „Gott Zeit zu geben“ (256). Er will die Frist damit verbringen, einer sehr leidenden Geistesgestörten derselben Anstalt zu helfen. So verlassen wir den Helden in der seelischen Spannung eines „vorläufigen Glaubens“, der sich in christlicher Nächstenliebe bewähren möchte.

Walker Percy kennt und schätzt den von Unamuno entwickelten Begriff des „aktiven Glaubens“, der ein christliches Leben selbst dann vorschreibt, wenn der Verstand die christlichen Dogmen ablehnt (Gespräch). Er bemüht sich selbst jedoch darüber hinaus um eine stärkere philosophische und sogar eine Art naturwissenschaftliche Grundlage der christlichen Botschaft. Einmal versucht er spekulativ die Absolutheit des Glaubensanspruchs Christi darzustellen; zum anderen möchte er Beweise oder zumindest Hinweise für die Einmaligkeit des Menschen in der modernen Linguistik, Semiotik und Medizin finden.

In der Titelstudie von „The Message in the

Bottle" analysiert Percy den Gedanken Kierkegaards, daß Glauben kein Wissen ist, da Wissen niemals „die Ungereimtheit zum Gegenstand haben kann, daß das Ewige zugleich auch das Geschichtliche ist“ (119). Das Evangelium Christi hat die Menschheit wie eine Flaschenpost erreicht, die unter den unzähligen Inseln im Weltmeer gerade an den richtigen Strand geschwemmt wurde. Gegenüber Kierkegaard, der zu sehr das „absolute Paradox“ dieser Botschaft betont, sieht Percy in ihr drei wichtige Wahrheitskriterien erfüllt: 1. Christus oder seine Apostel sprechen mit „Autorität“, d. h. mit völliger „Nüchternheit“ und totaler Opferbereitschaft (135, 147). Ein Mangel an Nüchternheit ist wohl auch der Grund, daß viele „Fundamentalsekten“ in den USA Percy deprimieren (Gespräch): Sie unterhöheln mit ihrem Gefühlsüberschwang und Fanatismus die Glaubwürdigkeit des Christentums. 2. Die Botschaft ist nicht phantastisch und unmöglich, sondern geschichtlich vorbereitet und erwartet (136). 3. Sie entspricht vollkommen der gefährdeten Lage des Menschen (133 f.) und erfüllt die tiefste Sehnsucht dieses „Schiffbrüchigen“ (148). Gerade dieser letzte Punkt wird von Kierkegaard übersehen und ist Percy besonders wichtig: „Der Hörer [der Botschaft] ist der Schiffbrüchige, ... der Mensch, der sich in diese Welt geworfen findet. Für wen ist die Botschaft keine Botschaft? Es ist keine Botschaft für eine Schwalbe, denn eine Schwalbe ist, was sie ist, nicht mehr, nicht weniger; sie ist in ihrer Welt zu Hause ... Es ist keine Botschaft für den nicht gefallenen Menschen, denn auch er ist in dieser Welt zu Hause ... Es ist keine Botschaft für den gefallenen Menschen, der sich jedoch in dieser Welt zu Hause glaubt ... Es ist nur eine Botschaft für den Schiffbrüchigen, der weiß, daß er schiffbrüchig ist“ (148).

Es ist diese letzte Prämisse der Glaubwürdigkeit des Christentums, die Percy naturwissenschaftlich unterbauen möchte. Der Mensch kann nur dann ein Schiffbrüchiger sein, wenn er sich entwicklungsgeschichtlich wesentlich von allen anderen Lebewesen unterscheidet. Diesen Unterschied sieht Percy in der Sprache. Er definiert den Menschen als „das Tier mit

einer Sprache“ (41). Diese Sprache ist kein umweltbedingtes Phänomen, sondern ein „triadisches Ereignis“ nach der Definition von Ch. Peirce (162, 187). Unabhängig von diesem Philosophen entdeckt er dieses Phänomen selbst bei einer Analyse des „Durchbruchs“ im Leben der Taubstumm-Blinden Helen Keller: Erst als der Reiz, in diesem Fall Wasser, nicht nur durch ein Zeichen, die in Helens Hand getastete Buchstabenfolge w-a-t-e-r, fixiert ist, sondern zum Symbol wird, erwacht das Kind zum Menschsein (35). Symbole sind nicht mehr an den Gegenstand gebunden, frei kann der Geist durch sie die Fülle der Welt benennen und bedenken. Wenn der biologische Grundsatz, daß die Ontogenese der Phylogenese entspricht, wahr ist, schließt Percy, muß ein ähnliches Ereignis in der Entwicklungsgeschichte den Menschen aus der übrigen Tierwelt herausgehoben haben (38). Das Verständnis von Symbolen birgt darüber hinaus die Möglichkeit einer weiteren typisch menschlichen Errungenschaft in sich. Percy bestätigt S. Langers Definition der Kunst. Sie „ist die Schöpfung von Formen symbolisch für menschliche Gefühle“ (289).

Die eigenartige Verbindung existentiellen Philosophierens, naturwissenschaftlichen Forschens und des Fabulierens in moderner Romanform machen Walker Percy zu einer nicht nur in Amerika ungewöhnlichen Erscheinung. Während schon seine drei ersten Romane den qualvollen Weg des metaphysischen Suchens nach einem Sinn in Zeit und Ewigkeit aufzeichnen, scheinen seine beiden letzten Bücher auf die Unbedingtheit der religiösen Entscheidung zu dringen. Wie Flannery O'Connors Geschichten ermahnen sie den Leser daran, daß „das Himmelreich Gewalt leidet“.

Rainulf A. Stelzmann

¹ Siehe „Adam in Extremis. Die Romane Walker Percys“, in dieser Zschr. 191 (1973) 206–210. Vorliegende Arbeit beruht auf den folgenden Ausgaben von Percys Büchern, die beide im Text zitiert werden: *The Message in the Bottle* (New York: Farrar, Strauss & Giroux 1975); *Lancelot* (New York: Farrar etc. 1977). Außerdem verwertet sie ein persönliches Gespräch mit dem Autor am 19. August 1976 in New Orleans.